Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 4 (1948)
Heft: 7-8

Artikel: Pflege der Mundart
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420093

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Heu- und Augstmonat 1948 4. Jahrgang Nr. 7/8

32. Jahrgang der „Mitteilungen"

Pflege der Mundart

Nach dem Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung 1948 in Bern, von Ernst Schürch

Martin Luther hat gesagt, die Sprache sei die Scheide, worin das Schwert des Geistes stecke. Das ist ein schöner, aber kaum bis auf den Grund durchdachter Vergleich. Ein Schwert schmiedet und schwingt man ohne Scheide; die Scheide braucht man erst, wenn man das Schwert nicht mehr braucht. Das Schwert des Geistes aber ist von der Sprache nicht zu trennen, ist ohne Sprache keine Waffe. Die Sprache ist nicht die Scheide, sondern die Schneide des Geistes.

Ein anderes Bild drängt sich auf. Die Sprache bietet die Gußformen, worin der Geist Gestalt gewinnt. In diesen Formen bilden sich die Begriffe, durch die der Mensch die Welt begreift. Ohne Worte zerfließen alle Vorstellungen ins Unbestimmbare. Das Wort grenzt ab und ordnet. Es gibt uns auch die Möglichkeit, Eindrücke in Ausdrücke umzusetzen, die, auf andere Menschen übertragen, in ihnen unsere Eindrücke nachbilden. Das Wort haftet untrennbar an seinem Inhalt. Auch wer nicht sprechen oder nicht hören kann, braucht die Sprache, weil sich nur in Wortbegriffen denken läßt. Auf das Wort stützt, am Wort entwickelt sich der Geist.

Die unlösbare Verbundenheit von Geist und Sprache bringt mit sich, was Wilhelm von Humboldt festgestellt hat: „Die Sprache der Völker ist ihr Geist und ihr Geist ist ihre Sprache; man kann sich die beiden nicht identisch genug vorstellen." Darum treten die Unter-

schiede zwischen den Völkern in ihren Sprachen hervor; nicht nur weil sie für den gleichen Begriff verschiedene Lautbilder brauchen, sondern auch weil sie die Begriffe verschieden abgrenzen und oft den genau gleichen Sachinhalt mit verschiedenen Gefühlswerten ausstatten, so daß auch der genaueste Übersetzer sich mit Annäherungswerten behelfen muß. Selbst innerhalb einer Sprachgemeinschaft können sich Unterschiede im Volkscharakter durch das Wort zu erkennen geben. Ein Aufzug heißt in England „lift", und wer ihn bedient, „liftboy". In Amerika braucht man statt der germanischen Einsilber feierliches viersilbiges Latein. Der Aufzug heißt „elevator", und wer ihn bedient, „operator". Wir fühlen die Hochachtung des Amerikaners vor der Technik. Ein elevator-operator im Reich der Wolkenkratzer ist auch sozial höher eingeschätzt als ein altweltlicher liftboy und mag darum einen größern sprachlichen Aufwand verdienen.

Was von den Sprachen überhaupt, das muß in erhöhtem Maße von den Mundarten gelten; denn sie drücken den Volksgeist unmittelbar aus, ohne daß ein Papierfilter das Regelwidrige zurückhält. Schriftsprachen werden schulmäßig gedrillt; ihre Grammatik ist festgelegt und mit der Macht eines Gesetzes ausgestattet. Schriftsprachen hat man so zu sprechen, wie man sie schreiben muß; Mundsprachen schreibt man besser so, wie man sie sprechen hört.

Die auf die Schrift gegründete Sprache ist der bloß gesprochenen oder nachgeschriebenen an Sicherheit weit überlegen. Alte Weisheit sagt: „verba volant, scripta manent." Das gesprochene Wort fliegt und verfliegt, und damit kann eine ganze Mundart im Winde verwehen. Man kann sie nicht getrost nach Hause tragen wie das, was man schwarz auf weiß besitzt.

Daraus ergibt sich unausweichlich, daß die Mundart selber verloren geht, wenn wir sie nicht pflegen und bewahren, während die Schriftsprache auch dann erhalten bleibt, wenn wir ihr nicht die nötige Sorgfalt zuwenden: wir schaden uns dann selber; aber es geht noch lange nicht um das Dasein des Schriftdeutschen.

Zu diesem Vorzug der Schriftsprache, die vom tintenklecksenden saeculum des Götz von Berlichingen bis in unser papierenes Zeitalter an Gewicht fortwährend zunehmen mußte, gesellt sich ihre Verbreitung und Verständlichkeit außerhalb ihres Herrschaftsgebietes. Es ist darum

selbstverständlich, daß überall die Mundarten durch die zugehörigen Schriftsprachen bedroht werden. Mundartpflege steht also vor der Aufgabe, Schutzdämme gegen die Überflutung des Dialektbodens durch die geschriebene Sprache zu errichten. Hat das einen Sinn, eine Aussicht auf Erfolg?

*

Vorab ist die geistige Einstellung des Deutschschweizers zur gemeinsamen Sprache aller deutsch redenden Menschen zu beleuchten. Wir nennen sie gewöhnlich „Hochdeutsch", und in diesem „hoch", das ursprünglich rein räumlich gemeint war als Gegensatz zu nieder- oder plattdeutsch, ist eine volkstümliche Achtung ausgedrückt, die ihren besondern Grund im reformierten Volk findet. Die Reformation war ein Zurückgreifen auf die Schrift. Sie machte den Geistlichen zum „Diener am Wort", und dieses Wort ist hierzulande das geschriebene Deutsch. Das Wort Gottes heiligte die Sprache, in der es dem Volk verkündet wurde. So wird im Islam das Arabische des Koran als die Sprache Allahs verehrt und bis an die geographischen Grenzen des Glaubens verbreitet. Man geht bei uns auch in jenen Behörden, die Mundart reden wie der bernische Große Rat, die erstinstanzlichen und die Schwurgerichte, sofort, wenn eine ans Sakrale streifende Handlung vorzunehmen ist, zur Schriftsprache über. Der Amtseid, der Zeugeneid kennen nur die schriftsprachliche Form. Als kürzlich in einer dorflosen, rein bäuerlichen Gemeinde des Emmentals der für den Gottesdienst eingerichtete Raum im Schulhause durch die Kirchgemeinde eine Orgel erhielt, wünschten die Gemeindegenossen, daß hinfort auch bei ihnen hochdeutsch gepredigt werde. Nach ihrem Gefühl gehört diese Sprache zur feierlich-gehobenen Stimmung der Orgelklänge.

Wir wollen solch echte volkstümliche Ehrfurcht vor der Schriftsprache nicht gering achten. Diese Sprache hat ja durch die Übersetzung der Bibel Leben, Weihe, Auftrieb erhalten (wie es auch bei andern Völkern, etwa bei den Tschechen, zutrifft). Im Dienst hoher Ziele wird eine Sprache groß. Ihre Baumeister sind eher Philosophen als Philologen, und wenn die Aufgaben verteilt werden sollten nach dem Wort: „Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun", so wäre man kaum in Verlegenheit über die Zuteilung der Rollen. Aber was wären Könige ohne Kärrner?

Wertvollstes Gedankengut ist für unser Gefühl von seiner schriftdeutschen Fassung kaum zu trennen, von den zehn Geboten und der Bergpredigt über den Rütlischwur in Schillers Worten bis zu den Menschen- und Bürgerrechten unserer Verfassungen.

Kostbare Schätze deutscher Dichtung wären in unsere Mundarten übertragen undenkbar. Besonders kann die Ich-Poesie, die Lyrik, dem auf geschämiges Zurückhalten der Gefühle gerichteten Volksgeist nur schwer gelingen. Das Beste, was im Dialekt gedichtet worden ist, ist Erzählung, Schilderung, ist die Poesie der dritten Person, und im lyrischen Gebiet wohl zuweilen noch, einem etwas lehrhaften Zug entsprechend, etwa ein Gedicht des Baslers Fritz Liebrich über eine still sinnende Frau. Das ist aber Du-Poesie. Wie aber wollte man sich vermessen, in irgendeinem Schweizerdeutsch gleichwertig wiederzugeben:

„Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz“ ?

*

Nun ist es aber gewiß weniger nötig, Goethe zu preisen, als den Sinn zu wecken und wachzuhalten für die unersetzlichen Kulturwerte, die wir in unserer Volkssprache entweder zu erhalten oder aber zu verlieren haben. Daß uns die Schriftsprache dafür keinen hinlänglichen Ersatz bieten könnte, ergibt sich schon aus dem unerhört reichen mundartlichen Wortschatz. Wenn man mit dem schweizerdeutschen Wörterbuch, dessen erstes Heft auf Lichtmeß 1881 herausgekommen ist, bis heute nicht fertig geworden ist, so liegt das an zuwenig Geld und an „zuviel“ Wörtern.

Jedes Wort hat aber seinen eigenen geistigen Gehalt, um den wir ärmer werden, wenn wir das Wort verlieren.

Ich habe an anderer Stelle („Häb Sorg zum Schwyzerdütsch“, Verlag Francke, Bern) nachzuweisen versucht, wie unsere Mundarten der Welt der Erscheinungen bis in die feinsten Abtönungen hinein zu folgen vermögen, gerade dort, wo die Schriftsprache sich mit einem dürftigen, oberflächlich zusammenfassenden Ausdruck behelfen muß. Es

sei verwiesen auf die verschiedenen und im Dialekt auch glücklich unterschiedenen Arten von stoßen und Stoß, von weinen, auf die charakterisierenden Ausdrücke für das Gehen usw. Welch ein Unterschied besteht doch zwischen dem freundlich teilnehmenden Ton von „briegge" und dem verächtlichen „gränne"! Wie genau zwischen „verstoßen" und „verschüchtert" liegt unser „verschüpft"! Haben wir nicht unter dem Generalnenner „bequem" all die Unterarten wie gäbig, chummlig, schickig, wohl, ring, handtlig, ful, kumod? Verlieren wir aber die Unterscheidungsmittel, die uns die Mundart an die Hand gibt, so verlieren wir unweigerlich auch das Unterscheidungsvermögen; wir verlieren es, wenn wir die Schriftsprache an die Stelle der Mundart setzen. Mit solchen Verlusten versimpelt schließlich der Sprachgeist, und ein fast unübersehbarer Reichtum an Erkennen, Erfassen und schöpferischem Nachgestalten der Natur wird völlig ohne Not preisgegeben. Statt dessen ist es schon besser, der deutschen Schriftsprache immer wieder etwas aus unserem Reichtum an treffenden Wörtern zuzuführen, was denn auch mit redlichem Bestreben und erfreulichem Erfolg, soweit es den Duden betrifft, geschieht. Indessen genügt es kaum, wenn wir dort lesen konnten „Stutz, schweizerisch für Steilhang". Denn damit ist dieses gute Wort eher als Dialekt denn als vollgültiges Schriftdeutsch charakterisiert. „Stutz" ist zudem nicht ein Steilhang, sondern das, was Alfred Fankhauser in einem seiner Romane als „Steilstück der Straße" umschreibt.

Mundartpflege muß auch darauf Bedacht nehmen, daß die Vorzüge, die in der freien Wortbildung liegen, erkannt werden. Aus jedem Wort leiten wir ein verwandtes Wort in einer andern Wortgattung ab: Me mueß chönne grau wärde ohni z'gräuele (oder gräutschele); mit dem Ball spielen = „bällele", mit dem Signalstab den Zug abfertigen = „chellele"; Chlepfe — Chlapf — Chlupf — erchlüpfe — chlüpfig; Chifle, zenne, ellbögle; Bäbi — bäbele; Mueter — müeterle. Charakterbilder aus Gangarten: e Tychi, e Düßeler, e guete Trappi, e dumme Tschalpi. Einiges ist so eigenartig, daß es sich auf schriftdeutsch nicht einmal recht umschreiben läßt: frein, gnietig, gluntsche usw.

Immer, wenn wir Form und Inhalt solcher Bildungen prüfen, erweisen sie sich, um in Goethes Sprache zu reden, als „gehörig", also sinn- und zweckgemäß, und dazu als bildhaft, geschaut und gehört und nicht nur als erdacht und konstruiert. Schon die volkstümliche Dicht-

kunst, die darin liegt, sollte die Mundart vor dem Vorwurf kultureller Minderwertigkeit schützen.

Man vergleiche auch etwa das Sprichwort „Kleine Kinder — kleine Sorgen; große Kinder — große Sorgen" mit seiner schweizerdeutschen Fassung: „Chlyni Chind trappen eim uf d'Füeß u großi uf ds Härz." Das Schriftdeutsch schön durch seine intellektuelle Klarheit, die Mundart aber plastisch, poetisch, und wie voll von wahrem, warmem Herzeleid!

Man möge es einem Berner nicht verargen, wenn er für seine Mundart noch einige Zeugen aus Basel und Zürich anruft.

Walter Muschg, der zürcherische Gotthelfforscher, der an der Universität Basel wirkt, schreibt, Gotthelf bediene sich des Berndeutschen, „der schönsten, altertümlichsten alemannischen Mundart, die in vielem noch wie mittelhochdeutsch tönt" ... wobei wir die Ehre des Alters gern unsern lieben Nachbarn im Oberwallis abtreten.

(Als Jeremias Gotthelf ermahnt wurde, nicht weiterhin Mundart in sein Schriftdeutsch zu mischen, sah er ein, daß er wegen der bessern Verständlichkeit und Verbreitung seiner Schriften auf berndeutsche Beisätze verzichten sollte; aber er fügte bei, — dann könne er nicht mehr alles sagen, was er zu sagen habe! Die Schriftsprache war also für seine Bedürfnisse zu arm an Möglichkeiten des Ausdrucks.)

Ein anderer Sprachgelehrter in Basel, der mit „Curiel" zeichnet, ließ sich 1942 vor einer Aufführung des „Schmocker Lisi" zu folgendem Lob hinreißen:

> „In der bernischen Mundart liegen Klänge und Töne beschlossen, deren Schwebungen unser Ohr und unser Gemüt in ganz besonderer Art berühren; es ist, als läge in der bernischen Mundart, die man schon wegen ihrer Vokalisierung (Diphthonge!) als den griechischen Klang unter den schweizerischen Mundartklängen bezeichnen könnte, eine menschliche Weisheit und eine geheimnisvolle Musikalität, die unmittelbar zum Herzen spricht."

Das letzte Buch von Hermann Hutmacher, „Doppelchrischte", erhielt in der „Neuen Zürcher Zeitung" eine Würdigung durch Traugott Vogel, die mit den Worten schließt:

> „Besonderes Entzücken bereitet dem Mundartfreund das Hinhören und Achtgeben auf das wüchsige und blühwillige Berndeutsch: worte

(reden), glesle (trinken), öhrle (lauschen), waagboume (zögern, werweißen); dabei werden nicht etwa verwelkte Wörter aus den Herbarien hervorgeholt: das treibt und grünt im sprachlichen Pflanzplätz, daß es einem nur leid tut, kein Berner zu sein, und man sich mit der Rolle des lesenden Zaungastes begnügen muß."

Wir haben jetzt dafür zu sorgen, daß unsere Freunde, wenn sie über den Zaun hereinschauen, auch künftig etwas Ordentliches zu sehen bekommen. Wenn wir nicht Sorge tragen zum Pflanzplätz, dann könnte es leicht sein, daß einmal Kraut und Rüben durcheinander wachsen und schließlich ein von draußen hereingewehter Samen alles Eigengewächs überwuchert.

*

Nun gibt es Leute, die glauben, es geschehe zuviel in der Pflege unseres sprachlichen Hausgartens, und wir schadeten uns selber damit. Das Schweizerdeutsch erschwere den Verkehr mit Andersprachigen; seine Pflege sei „sprachlicher Nationalismus", verständlich in Kriegszeiten, aber ein Hindernis für die kulturelle Rolle unseres Landes. Wir werden davor gewarnt, in „provinzlerische Bedeutungslosigkeit" zu versinken, wenn wir nicht die Schriftsprache in Schule, Ratsaal, Radio usw. in einer Weise pflegen, die dem Lande Pestalozzis (usw. bis Spitteler) Ehre mache. So war es im Anschluß an einen Artikel von Dr. Platzhoff-Lejeune in ostschweizerischen Blättern zu lesen. Daß Deutschschweizer, wenn sie unter sich sind, schweizerdeutsch reden, wurde immerhin noch hingenommen.

Nun ist die Mundart für uns ein Stück Heimat, etwas, das uns das Vaterland heimelig machen hilft. Man muß lange in der Fremde gewesen sein, um das ganz zu verstehen. Wenn man da unerwartet ein Wort in der heimatlichen Sprache hört, dann ist es einem, als ob man die Hand der Mutter auf der Schulter spüre. Daß ein im Waadtland eingebürgerter Preuße dieses Gefühl nicht kennen kann, gereicht ihm nicht zum Vorwurf. Aber wir müssen ihn als Lehrmeister in der Frage, um die es hier geht, ablehnen.

Sicherlich ist eine bessere schriftsprachliche Bildung dringend wünschbar. Daß sie nur durch Zurückdrängen der Mundart in Schule, Ratsaal und Radio zu erreichen sei, bestreiten wir. Unser Ruf geht aber

auch nicht nach mehr, sondern nach besserer Mundart, insbesondere nach Erhaltung des Sprachschatzes gegenüber dem durch alle Poren eindringenden Schriftdeutsch.

Ausdrücke wie „provinzlerische Bedeutungslosigkeit" verraten uns, daß die alte Verachtung der Volkssprache noch nicht überwunden ist. Es gibt aber keine ernsthafte Mundartpflege, ohne daß man zuerst damit gründlich aufräumt. Wenn ein so bedeutender und in einigen Dingen auch so verdienter Geist wie Dr. Albrecht Rengger, der helvetische Minister, sich im Urteil über die Mundarten der deutschen Schweiz derart täuschen konnte, wie es aus einer nachgelassenen Schrift hervorgeht, so sollte das eine Warnung vor irrigen Kulturbegriffen sein. Seine Verachtung der Volkssprache ging übrigens Hand in Hand mit der Verachtung des Volkes selber. Schrieb er nicht von der „Verunreinigung der Ratsäle durch Mitglieder vom Lande", die dem „Attizismus" der Verhandlungen nicht zuträglich sei! Er verwies auf das Beispiel der andern Völker, die ihre Dialekte abgewertet hatten, und wünschte die Schweiz auf die Höhe einer „Kultur" zu heben, „die wir rings um uns verbreitet sehen" . . . Nun, wir sehen sie, diese Kultur rings um uns. Was nicht hindert, daß man heute schon wieder im Namen der „kulturellen Rolle der Schweiz" die Mundarten zurückdrängen und besonders auch aus den Ratsälen ausmerzen möchte, wo doch Schweizer unter sich über schweizerische Angelegenheiten zu Rate sitzen.

Als „Provinz" ist die Schweiz in reichsdeutschen Augen freilich schon oft erschienen, und ein Berner Germanist hat sie in Nürnberg vor dem Kaiser sogar eine „geistige Provinz Deutschlands" genannt. Aber das war wegen der Dinge, die wir mit dem deutschen Volk gemein haben, nicht wegen der andern, die uns, wie gerade unsere Mundarten, von ihnen unterscheiden! Als die Studentenschaft dem sonderbaren Mehrer des Reiches eine Katzenmusik bringen wollte, empörte man sich in der deutschen Gesandtschaft, man hörte das Wort „Kulturschande"; aber die Kultur unserer geistigen Provinz wurde dann durch einen Überfall der Polizei auf die wehrlosen Demonstranten mit Säbelhieben gerettet. War nicht das eine Kulturschande?

Was unsere „kulturelle Rolle" betrifft, so sehen sich die Dinge aus der Nähe betrachtet so an: Die deutsche Schriftsprache ist gegenwärtig weitherum abgewertet, nicht nur in den Ländern, die Deutschland mit

Krieg überzogen hat, nicht nur in den Vereinigten Staaten, wo sie früher weit voraus an erster Stelle der Fremdsprachen stand und nun hinter Spanisch, Französisch und Italienisch zurückgesunken ist, sondern auch in Schweden, wo heute ein deutschredender Besucher sowohl verstanden, als auch, wie es mir im Herbst 1946 widerfuhr, „angeödet" werden kann. Wir müssen die Schriftsprache hegen und pflegen vor allem unsertwegen, um nicht geistig zu verarmen. Als Schlüssel zur andern Welt dient sie einstweilen schlecht.

Irgendwelche Rollen spielen können wir wohl in Ehren nur, wenn die Schweizer sich zunächst in ihrer Art selber erhalten, und zu dieser Eigenart gehört neben anderem auch ihre sprachliche Seite. Wenn Sprache und Geist der Völker nach Wilhelm von Humboldts Wort identisch sind, dann muß auch Bundesrat Welti recht haben mit dem Spruch: „Unsere Eigenart steht und fällt mit unsern Mundarten." Man braucht dann nur noch zu beherzigen, was Jakob Grimm festgestellt hat: „Die Sprache der Schweizer ist mehr als bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen läßt." Das klingt zusammen mit dem, was der bedeutendste Gegner des Pariser Sprachimperialismus und Sprachzentralismus, Frédéric Mistral, der Erwecker des Provençalischen, erklärt hat: „Wer die Sprache hat, der hat den Schlüssel der Freiheit." Es gehört nach seinem Empfinden zur Freiheit eines Volkes, daß es sich in einer von ihm selber geschaffenen, nach seinem Bilde gewachsenen Sprache ausdrücken kann und darf. Diese befreiende Aufgabe erfüllt für uns Deutschschweizer die Mundart.

Mundart muß gesprochen werden, und darum ist für die Mundartpflege das Radio wichtig. Freilich besteht dann die „Gefahr", daß auch Leute zuhören, denen Schweizerdeutsch nichts sagt, und darum scheint man gewissenortes Beklemmungen zu fühlen. Schweizerdeutsch ist aber kein „pudendum", ist nichts, was wir geschämig verstecken müßten, bis wir ganz nur unter uns sind. Was wir dem Ausland zu sagen haben, das sagen wir ihm in der Schriftsprache; daran hat es noch nie gefehlt, und mit unsern Welschen pflegen wir welsch zu reden. Übrigens sollten die Kritiker auch wissen, wie beliebt unsere Dialektsendungen gerade im deutschsprechenden Ausland sind, wo es nicht an Leuten fehlt, die dem „Rätsel Schweiz" auf allen Wegen, auch dem sprachlichen, nahezukommen suchen. Aus Süddeutschland wurde mir

bezeugt, daß man auch dort an unserer Mundartpflege teilhaben möchte. Aber wir haben noch lange mit uns selbst genug zu tun, so lange jedenfalls, als es hier Leute gibt, die den Wert der Mundart nicht erkannt haben und wohl gar denken, man brauche nur die Schriftsprache zu pflegen, die Dialekte erhalten sich von selber.

Der ernsthafteste Einwand kommt von den Welschen her, die bei uns Deutsch lernen möchten und dabei zuviel Mundart hören. Sie haben zumeist schon vor hundert Jahren, im Waadtland auf obrigkeitlichen Befehl, ihre Patois aufgegeben und damit natürlich auf der sprachlichen Seite ihre Eigenart verloren. Wenn ihnen ihre Dialekte so wenig wert gewesen sind, so ist das ihre Sache. Wir aber denken, man habe uns zu nehmen, wie wir sind. Das wird auch für einen so guten Freund wie Charly Clerc gelten. Die heimatliche Sprache ist ein wichtiger Teil von unserem geistigen Wesen, ist neben andern Äußerungen ein Ausdruck jenes Volksgeistes, der die Eidgenossenschaft gegründet, durchgehauen und vom Reich getrennt hat, als die Freiheit im Reich keinen Platz mehr hatte, und ohne diese Selbstbehauptung gäbe es heute weder deutsch noch welsch redende Eidgenossen. Jakob Grimm hat es erkannt, der unsere Freiheit und unsere Sprache mit dem gleichen Blick erfaßt hat. Eine politische oder anderweitige Minderbewertung anderer Eidgenossen ist damit keineswegs ausgedrückt. Wir haben nur zu erkennen, wie die Dinge in der deutschen Schweiz, also im damals geschichtlich tragenden Teil des Landes sich entwickelt haben, und können uns daneben der Mannigfaltigkeit des Volkes freuen wie Gottfried Keller, dem ja sogar „Mondkälber" im bunten Bild der Heimat nicht zuviel waren.

Es ist eigentlich überflüssig, in einem Verein, der heute noch unter dem weckenden und anregenden Einfluß Ottos von Greyerz steht, ausdrücklich zu betonen, daß wir die deutsche Sprache in der deutschen Schweiz in beiderlei Gestalt schätzen und pflegen müssen. Das ist auch die Meinung eines unter Decknamen in einer Berner Zeitung erschienenen und dann im Christmonat 1947 vom „Sprachspiegel" kommentarlos übernommenen Aufsatzes über „Unsere deutsche Sprache". In der Begründung aber enthält dieser Beitrag einiges, das hier nicht ohne Widerspruch bleiben darf, nachdem es in den Verein hereingetragen worden ist. Der Verfasser, dessen Deckname „Summer" nicht zu einer Verwechslung mit dem Schriftführer der Berner Gruppe, Dr. Sommer,

führen darf, zieht Baers Programmschrift „Alemannisch, die Rettung der eidgenössischen Seele", wie er selbst sagt, aus dem Staub hervor, „der sich gnädig darübergelegt hat." Warum? Die „Sprochbiwegig" Baers hat sich doch längst zu Ende bewegt. Wir lesen da:

„Ein gefährliches Schlagwort muß unter die Lupe genommen werden: es ist die Behauptung, daß die Schweiz ihr Fortbestehen nur unsern alemannischen Dialekten verdanke."

Dieses Schlagwort gibt es nicht und hat es nicht einmal in der verflossenen „Sprochbiwegig" gegeben. Jedermann weiß, daß die Eidgenossenschaft nicht nur mit Reden erhalten worden ist, weder 1648 noch 1848. Man weiß aber auch, daß die Verachtung der Dialekte am üppigsten damals ins Kraut schoß, als die Eidgenossenschaft ein französisches Protektorat war.

Wir lesen weiter:

„Es gibt eine Wahrheit, die, als Schlagwort in die Öffentlichkeit geworfen, heute nur Gutes leisten könnte, gerade weil sie zuwenig beachtet wird: Jede Mundart steht und fällt mit der ihr übergeordneten Schriftsprache."

Das ist aber gar keine Wahrheit. Der Verfasser verweist auf den sehr eindringlichen Unterricht, den uns die Geschichte zweier verwandter kleiner Länder gebe: Elsaß und Flandern. Schlagwörter dienen oft dazu, die Menschen so über den Kopf zu hauen, daß ihnen das eigene Sehen, Hören und Denken vergeht. In einem Sprachverein dürfte man über Sprachfragen reden ohne Schlagwörter. Was sehen wir denn im Elsaß und in Flandern? Unter Flandern versteht man heute den vlämisch redenden Teil Belgiens. Natürlich gibt es ein Französisch-Flandern, das französisch spricht. Aber wenn man darauf eintreten wollte, dann müßte man auch die Westfranken dazunehmen, die Frankreich sogar den Namen gegeben haben, und die Nachkommen anderer in der Völkerwanderung nach Westen und Süden vorgestoßener Germanen einbeziehen, die jetzt spanisch und italienisch reden. Die belgischen Vlamen aber nehmen heute, wie jeder Zeitungsleser wissen kann, so zu, daß das früher vorherrschende wallonische Element nach der Föderalisierung des Einheitsstaates ruft, um seine französische Sprache und Kultur hinter Kantonsgrenzen besser verteidigen zu können. Das Vlämische hat

eine Literatur entwickelt, für die der Name des in alle Kultursprachen übersetzten Felix Timmerman Zeugnis genug gibt. Offenbar „steht" das Vlämische. Aber mit welcher „übergeordneten Schriftsprache" steht es? Es gibt gar keine.

Das Elsaß spricht einen Grenzdialekt, der wie das Angelsächsische eine Menge französischer Wörter ins germanische Gefüge aufgenommen hat. Ist das in dem knappen halben Jahrhundert, als Deutschland auch sprachlich das Land beherrschte, im geringsten anders geworden? Damals war doch gewiß nach des Verfassers Meinung die deutsche Schriftsprache dem elsäßischen Dialekt „übergeordnet" — und sie ist doch wohl zwischen 1870 und 1919 nicht „gefallen"?

Wieso ist die Schriftsprache der Mundart übergeordnet? Ist das nicht trotz dem anerkannten Nebeneinander die alte, fatale Abwertung der Volkssprache, ihre Zurücksetzung hinter die Sprache der „Gebildeten", denen es so oft gerade an sprachlicher Bildung fehlt?

Wenn eine Mundart mit der Schriftsprache „steht und fällt", wie konnte dann eine schweizerdeutsche Sprache vierhundert Jahre lang stehen, ehe es ein gemeinsames Schriftdeutsch gab?

Wir könnten jedenfalls die Mundart nicht dadurch erhalten, daß wir alle Kräfte darauf verwenden, das Schriftdeutsche zu stützen. Vielmehr wird es so sein, wie es Armin Ziegler (wiedergegeben im Hornungsheft 1948 des „Sprachspiegels") sieht:

> „Mundart und Hochsprache sollten in einer Art Zweisprachigkeit, jede für sich und an ihrem Platz, so rein und unvermischt als nur immer möglich gesprochen werden. Das ist einerseits ein Erfordernis der Bildung und anderseits der einzige Weg zur Erhaltung und Rettung unserer lieben und leider durch das übermächtige Hochdeutsch schwer gefährdeten Mundart."

Es ist ja der Weg, den Otto von Greyerz gewiesen hat. Was ist zu tun, um ihn zu finden?

*

Die Sammlung des deutschschweizerischen Wortschatzes wurde vor dreiviertelhundert Jahren beschlossen in Erkenntnis der Gefahr und in der Furcht, die Mundarten würden in absehbarer Zeit absterben. Sie waren zäher, als man geglaubt hatte; aber das Übel, die Verschriftdeutschung unserer Umgangssprache, dringt immer tiefer ein.

Es beginnt immer dort, wo das gleiche Wort in beiden Sprachen vorkommt, aber mit verschiedenen Bedeutungen. Da wird der mundartliche Sinn abgestoßen und die Hülle mit dem schriftsprachlichen gefüllt. „Gemein" und „niederträchtig" sagte man früher hierzulande für leutselig, freundlich im Umgang mit gewöhnlichem Volk. Heute haben beide Wörter den bösen schriftdeutschen Sinn angenommen. Genau gleich erging es „schlimm" (gescheit; so braucht es noch Gotthelf, aber nicht mehr Ernst Balzli), „Schmutz" (Fett), „borge" (schonen), „astelle" (es het mi agstellt: es hat mich ergriffen, innerlich bewegt, mir einen Stoß versetzt). Verloren geht langsam die ehrwürdige Vorsilbe „eb", die an das lateinische „ob" in obstare — obstruere erinnert: ebcho (begegnen), ebsieh (einholen), ebstäche (steckenbleiben), ebha (zurückhalten, meistern: „i ma mi ebha": ich kann mich beherrschen). In der Stadt wird wohl nur noch „ebha" durchgehend gebraucht.

Die Mundart-Namen der einheimischen Vögel gehen verloren (wozu Schulwandbilder seit alter Zeit beigetragen haben). Ein Wunsch, man möchte sie im naturhistorischen Heimatmuseum in Bern zum Latein und Schriftdeutsch setzen, scheiterte an der Vielfalt und Unsicherheit der Mundarten. Wir Berner kommen in Gefahr, auch unsern Gotthelf nicht mehr zu verstehen, wenn er von einem „Mistelacher Huri" schreibt, womit er die Tracht meint. Huri ist Uhu, und da man das nicht mehr weiß, so kommt man in Gefahr zu denken, der Pfarrer von Lützelflüh habe den braven Gemüsefrauen aus dem Wistenlach einen wüsten „Schlämperlig" nachgeworfen. (Nebenbei: wie sagt man das doch schnell auf schriftdeutsch?)

Selbstverständlich verschwinden die Wörter, deren Inhalt nicht mehr gebraucht wird. Die Technik bringt dafür Neues, meist Fremdsprachiges. Sie greift gewaltig ein, gerade in den bäuerlichen Wortschatz. Man frage einen Bauernsohn, was eine Leuse ist, eine Bauerntochter, wo der Wirtel am Spinnrad sitzt, oder wann Houßet zu Wärch und Wärch zu Ryschte wird. Man muß froh sein, wenn sie noch den Unterschied zwischen Räffle und Hächle kennen. Das ist natürlich; das muß so sein; das war immer so.

Aber unnatürlich und unnötig ist es, die eigenen Namen für Dinge, die wir nach wie vor brauchen, wegzuwerfen und dafür schriftdeutsche einzuführen, wie das schauderhafte „styl" statt „stotzig", das nun richtig

in gejodelten Kitsch eingedrungen ist. Auch der Sportjargon sündigt gegen die Volkssprache. Er brachte uns den schriftdeutschen Sinn für „springe", das bei uns sonst das ist, was hochdeutsch „laufen" heißt, während unser „louffe" ein bloßes Gehen ist. Wir sagen „gumpe" für hochdeutsch „springen". Das wird alles verschoben und verdreht, und jetzt fehlt uns ein Ausdruck für das alte „springe", und man (d. h. die sportlich kultivierte Jugend) behilft sich mit den Bastardwendungen „Loufschritt mache" oder „renne". Nie würde es ein Sportlehrer des Ernstes und der Würde einer Leibesübung gemäß erachten, dafür das vulgäre „gumpe" und „Gump" zu brauchen — vielleicht nur, weil er nicht weiß, daß die Engländer ihr „jump" auch dafür als gut genug erachten. Wer „Hamme" verschmäht und durchaus „Schinke" haben will, der ist dann gelinde verblüfft, wenn Hotelgäste aus Anglosaxonien zum Frühstück eben doch „ham" bestellen. Man muß den Leuten von weither kommen, dann erst glauben sie es. Es ist eine unwürdige und oft geradezu abgeschmackte Fremdtümelei in dieser Verachtung der eigenen Volkssprache, eine Verachtung, die heute noch von einigen Bildungsbanausen weitergepflegt wird.

Ich habe während des letzten Krieges der Sprache wegen recht gern am Mittwoch nachmittag jener ausgezeichneten zürcherischen Hausfrau gelauscht, die am Radio ihren weisen Rat über das Land ausschüttete. Einmal, es wird 1944 gewesen sein, fuhr ich in freudiger Überraschung auf und rief: „Itz isch der Hitler um! Si säge z'Züri uß scho Anke." Bis dahin hatte es nur Butter gegeben in jenem mütterlichen Schweizerdeutsch (freilich auch nur fürs Ohr). Unbewußt, aus einem tiefen natürlichen Sprachgefühl heraus brach sich endlich das echte Zürichdeutsch Bahn durch eine Kruste falschgebildeter Feintuerei.

Solche Beobachtungen legen den Gedanken nahe, daß rechte Mundartpflege mit Erziehung nicht weniger zu tun haben wird als mit Unterricht. Die Mundart zwingt zur Schlichtheit, zum Verzicht auf falschen Schein und Aufmachung. Ein Basler hat sogar gesagt: „Baseldytsch ka me nid liege."

Vor allem haben wir uns vor dem Irrweg zu hüten, der das Volk sprachlich auseinanderführt, die Alltagssprache der „obern Stände", und wäre es nur die Schicht mit Bildungstünche (um nicht von Dünkel zu reden), von der Sprache des Volkes absondert, den Kastenjargon pflegt

und mit dem „gemeinen Mann" nur noch von oben herab durch die Nase spricht. Nichts ist freilich einzuwenden gegen das Streben nach höflichem, gesittetem Dialekt. Auch dafür haben unsere Mundarten allen Spielraum zur Verfügung gestellt. Gerade das, was Rengger besonders beklagt hat, die Tatsache, daß auch in der aristokratischen Zeit die Mundart von allen Ständen gesprochen wurde, ist ein politisch bedeutsames Merkmal und eine alleinstehende Eigenart des Schweizergeistes. Wir kennen allerhand Schweizerdeutsch; es ist von verschiedener Körnung. Aber eines haben wir nicht und werden es hoffentlich nie bekommen: eine eigene Mundart als Idiom des Pöbels. Die Gemeinschaft aller Schichten in einer Volkssprache ist eine der Schutzwehren gegen die Verpöbelung selber.

Aber man täusche sich nicht! Ist auch die gesamthafte Abwertung der Mundarten in der deutschen Schweiz nicht gelungen, so finden wir diesen Vorgang doch im Einzelnen. Ob nun eine Lehrerin ein Kind zurechtweist: „Me seit nid briegge, me seit wyne"; ob eine Verkäuferin eine Frau, die „es Büechli Gufe" wünschte, belehrt: „Sie meine dänk Stecknadle"; ob die Berner Geschäftswelt sich von den Ostschweizern das im Berndeutschen unmögliche „Sie" aufdrängen läßt, oder ob unser erneuertes Rathaus im halbamtlichen Jargon nicht mehr eine „Stäge" mit „Tritte", sondern eine „Träppe" mit „Stuefe" haben soll: in all diesen und täglich sich hunderttausendfach erneuernden Fällen steckt hinter der Verderbnis der Mundart ihre Verachtung — selbst dann, wenn dies den Leuten nicht bewußt ist. Es ihnen bewußt zu machen, ist eine der ersten Aufgaben der Mundartpflege.

Wir haben immer daran festgehalten, daß man die Sprache nicht politisieren soll. In einer mehrsprachigen Nation gehört das zur Selbsterhaltung. Man muß sich die Regel aber auch im Aufbau des Volkskörpers und an den sozialen Grenzen merken. Nicht aus Klassensprachen, sondern aus der gemeinsamen Umgangssprache aller Schichten können sich auch die besten sprachschöpferischen Kräfte entwickeln, die aus den Dialekten einen fruchtbaren Nährboden für die Schriftsprache machen. Das ist ihre Beziehung zur sog. „Hochsprache"; das ist der Sinn des gesunden Nebeneinander, das nicht durch die immer noch vorhandenen Vorstellungen von einer kulturellen Minderwertigkeit

der Mundart zu einer Unter- und Überordnung, zu einer Scheidung zwischen „gut deutsch" und „schlecht deutsch" werden darf.

*

Was aber ist im einzelnen zu tun, um die Gefahr zurückzudämmen, die von der Schriftsprache herkommt? Am besten wird man einem Verstoß sofort entgegentreten, wenn dies gesellschaftlich möglich ist und nicht in eine Schulmeisterei ausartet. Ich habe in einer Zürcher Zunft wahrgenommen, daß dort ein Zünfter mit der Wahrung der guten alten Mundart betraut war und auch die Hochmögenden (und es waren hochansehnliche Herren dabei) in den Senkel stellte, wenn sie mit schiefem Züritütsch daherkamen. Natürlich muß jeder bei sich selbst anfangen. Denn wer ist davor gefeit, daß sich bei ihm gelegentlich von all dem Gedruckten, das ihn überschwemmt, ein bißchen Papierdeutsch ansetzt? Das Verständnis für die eigene Sprache beginnt übrigens zu erwachen, am meisten bei den Landfrauen. Das ist ein Ehrenpunkt für die überbeschäftigte Bäuerin.

Hüten wir uns vor dem wirklichen Provinzlertum, das darin besteht, daß sich einer aus Angst, provinzlerisch zu erscheinen, nicht so zu geben wagt, wie er ist! Ein solcher Mensch ist innerlich nicht frei, sondern hörig. Er ist es, der am vielberufenen Minderwertigkeitskomplex leidet. Dazu haben wir keinen Grund. Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit" etwas geschrieben, das bekräftigt, daß die Mundart die Schriftsprache beleben und ernähren muß, und mehr als das. Wir tun einen Blick in das Geheimnis der Poesie, wenn wir den größten Meister deutscher Sprache und deutscher Dichtung etwas für bie deutsche Sprachwerdung Urtümliches bekennen hören. Er sagt:

> „Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft."

*

Zum Schluß ein nach Herkunft und Inhalt gewichtiges Zeugnis aus der allerletzten Zeit. In dem behördlich herausgegebenen Gedenkbuch „Der Stand Schwyz im hundertjährigen Bundesstaat" schreibt Meinrad Inglin, der als Kenner und Künder schweizerischer Art kürzlich durch die Universität Zürich geehrt worden ist:

„Hier (in der Heimat) wurzelt und blüht unsere Muttersprache, eine Mundart von so unverbrauchter Kraft und Frische, daß im Gebiet der jüngeren und ärger abgeschliffenen hochdeutschen Sprache die gewiegtesten Kenner uns darum beneiden. Alle unsere Vorfahren durch die Jahrhunderte hinab haben sie gesprochen, haben sie mit Leben erfüllt wie eine Wabe mit Honig, und immer noch drückt sie am unmittelbarsten aus, was wir sind und wie wir sind. Wer unsere Sprache nicht kennt und versteht, weiß wenig von uns. Wir selber haben zu ihr nun freilich ein fahrlässig sorgloses Verhältnis; wir merken kaum, wie immer mehr ihre angestammten Worte und Formen hinter dem eingeschleppten schlechten Ersatz verschwinden. In den äußern Kantonen ist man wachsam geworden und wehrt sich dagegen."

Wir Schweizer und die Hochsprache

von Armin Ziegler (Zürich)

(Schluß)

Im Zusammenhang mit den Selbstlauten bleibt noch an ein besonders betrübliches Kapitel zu erinnern: an die in Mundart und Hochsprache häufig verschiedenen Tonquantitäten, die Längen und Kürzen, wie wir sie abweichend z. B. im mundartlichen und hochdeutschen „Vater", „Leben", „Tiger", „Vögel", „Stube", „Obst" und „Städte" (im Gegensatz zu „Stätte") finden. Wie oft nimmt der Schweizer aus seiner Mundart eine Vokalkürze herüber, wo im Hochdeutschen eine Länge herrscht, und umgekehrt! Am lang gesprochenen „an", „ab", „hin", „von", „weg", „es", „bis", „das" (im Hochdeutschen ist „das" = „daß"), „was", „ob" usw. ist er sofort zu erkennen: in guter Hochsprache klingen alle diese Wörtchen, auch als Vorsilben („annehmen", „hingehen", „obliegen", „Anfang" usw.) und in Zusammensetzungen (z. B. „obschon", „hinan", „fortan", „darob") ganz knapp und kurz. Ebenso wird beispielsweise die „Rache" im Schweizermund gedehnt, statt kurz und energisch gesprochen, während im Gegensatz dazu das lange „Schwert" bei den meisten Schweizern kurz bleibt.

In vielen dieser Fälle zwar — seien wir gerecht — sind die Fehler weniger, oder auch gar nicht, auf Mundarteinflüsse zurückzuführen und verleitet eher die willkürliche Schreibweise dazu. Ein in die Augen springendes Beispiel dafür bietet uns das Wort „vierundvierzig", in dem, durch besondere Regelung, das „i" einmal lang und einmal (trotz dem